

Vielzahl autonomer Spezial/Teilgebiete zerläuft. Gerade im Hinblick auf Studienanfänger, an die sich das Buch hauptsächlich richtet, wäre eine größere thematische Dichte angebracht, jedoch hätte dies m. E. einen anderen derzeitigen Erkenntnisstand der Volkskunde vorausgesetzt. Die Volkskunde wächst in einer solchen Spaltung ihrer Forschungsinteressen in die Rolle einer umfassenden Kulturwissenschaft, die es jedoch m. E. an Tiefe mangeln läßt, was ja die »totale Geschichte« eindeutig bewiesen hat. Ähnlich wie in der Ethnologie, wird anscheinend auch die Volkskunde vom Zwiespalt des Aufbruchs und der Desorientierung regiert. Man sollte nicht den Fehler der Ethnologie begehen, eine kulturelle Megawissenschaft begründen zu wollen. Gerade heute ist die Ethnologie dabei, die Scherben dieses Versuchs gewinnbringend aufzusammeln. Besser wäre es jedoch, die Ansprüche erst nach den Möglichkeiten zu stellen. In diesem Sinne wird sich noch zeigen, zwischen welchen Stühlen die Volkskunde steht.

*Marco Montani Adams, Köln*

Wolfgang Kaschuba, *Volkskultur zwischen feudaler und bürgerlicher Gesellschaft. Zur Geschichte eines Begriffs und seiner gesellschaftlichen Wirklichkeit*, Campus Verlag, Frankfurt/New York 1988, 314 S., kart., 48 DM.

Neben dem Paradigma als »Sesam-öffne Dich« wissenschaftlicher Arbeit existieren noch (quasi als »Untergruppe«) paradigmatische Begriffe. Ohne lange methodische oder theoretische Vorreden sind diese Begriffe unisono präsumptive Konzepte, die zwischen Modewort und Zeitgeist ihre meist kurzatmige Konjunktur erleben. Es erscheinen dann eine Vielzahl unterschiedlichster Bücher, die den »Common Sense« des Lesers allein durch das Voranstellen dieses Begriffes aktivieren. Der Begriff »Volkskultur« kann hier als exemplarisch angesehen werden. Im Zuge einer emanzipatorischen Historie der 70er Jahre, als aufkommende Sozialgeschichte, Annales-Reflexion und avantgardistische Ethnologie die traditionellen Verständnis- und Wahrnehmungsbrücken der Geschichtswissenschaft immer weiter in Frage stellten, schien es nur zwangsläufig, daß das »Volk« in und aus den »Quellen« endlich befreit werden mußte. Und da kein Volk ohne »Kultur« existiert, war es nicht weit zum Begriff der »Volkskultur«, die der emanzipatorische Historiker nun herauszufiltern suchte.

Zwei unterschiedliche Wege wurden eingeschlagen, der quantitative und der qualitative. Ersterer beschränkte sich darauf, die über die Jahre angesammelten Erkenntnisse auf ihre materielle Basis hin abzuklopfen. Dabei ging es insbesondere um die »Realien« des Alltagslebens, die Aufschluß über die Bedingungen des vergangenen Lebens geben sollten. Überhaupt war es das Verdienst dieser fleißigen Historikergruppe, den »Alltag« als solchen in den Vordergrund des Interesses zu stellen. Nicht die Politik der »Großen Kabinette und Männer« war angesagt, sondern deren vergessene »Kehrseite«. Der qualitative Weg ist sicherlich auch aus dem Unbehagen, ja offenen Zorn über die munteren »Zähler« entstanden. Der Einwand war simpel und bestechend zugleich: Noch so viele Zutaten können das »Gericht« nicht ersetzen, oder Leben entsteht nicht »nur« aus Lebensbedingungen, vielmehr gilt es die Einstellungen, Überzeugungen und das »Selbstempfinden« dieser vergangenen Menschen (individuell oder kollektiv) zu ergründen. Erst diese Erkenntnisse könnten mehr über den Zusammenhang von Leben und Alltag bezeugen.

Der Einstieg war oft recht pragmatischer Natur. Wo anders als im Widerstand gegen bestehende oder sich anbahnende Verhältnisse konnte die materielle und »spirituelle« Lebenswelt dieser Menschen greifbarer werden. Widerstand bedeutet hier mehreres: Michael Bachtin sah im Karneval den Spiegel vergangener, untergegangener, einstmals eigenständiger »Volkskultur«. Seine Konzeption von »Volkskultur als Gegenkultur« hat viele Histori-

ker angeregt und zum Weiterdenken herausgefordert. Andere wiederum sahen gleich den »Widerstand« in seiner manifesten Form als unmittelbarer Ansatz. Arbeitskämpfe, Revolten, Aufstände, Revolutionen: Sie alle waren Ausdrucksmittel und Brennglas eines meist »stummen« Volkes. Wolfgang Kaschuba, Volkskundler am Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen, hat in dieser vorliegenden Aufsatzsammlung einen reichen Bogen über die Materie gespannt. Hinter der allzu wissenschaftssynthetischen Sprache – Historiker sowie Ethnologen, Volkskundler u. v. a. m. sollten dem Stil ihrer Arbeiten größeres Gewicht einräumen. Es kann wirklich nicht schaden, einige Romane neben der ernsten Arbeit und Lektüre zu lesen – offenbart W. Kaschuba einen klaren Blick und Spürsinn für die Widersprüche zwischen Handlung und Absicht. Seine Abhandlung über das »Projekt Moderne« im napoleonischen Württemberg kann hier exemplarischen Charakter beanspruchen und sollte von vielen Historikern aufmerksam gelesen werden. W. Kaschuba verdeutlicht in all seinen Aufsätzen, wie sehr die Volkskunde oder generell die Kulturforschung immer mehr eine historische Disziplin wird. Sich eine Volkskunde ohne historischen Boden vorzustellen, quasi als antiquarische Bruchtumspflege und liederliches Traditionensammeln, ist mit der Generation von Volkskndlern um W. Kaschuba unvorstellbar geworden. In den letzten Jahren hat die deutsche Volkskunde ihr »Projekt Moderne« gut überstanden und sucht erfolgreich neue Aufgaben- und Untersuchungsfelder. Ein weiteres interessantes Beispiel ist die Dorfstudie. Das Dorf und seine Bewohner haben in unserer (post)industriellen Gesellschaft den Stellenwert der »Primitiven aus Übersee« angenommen: Sie seien »blind«, »taub« und »lernunfähig«, kurzum: Bremsklötze des Fortschritts. W. Kaschuba widerlegt diese Vorurteile mit Vehemenz und Leidenschaft (mehr auch bei Ingeborg Weber-Kellermann, Landleben im 19. Jahrhundert, München 1987, und Beate Brüggemann/Rainer Riehle, Das Dorf. Über die Modernisierung einer Idylle, Frankfurt/New York 1987). W. Kaschuba ist ein mutiger akademischer Geist, der immer einen »zweiten Blick« herausfordert. Sein Buch hält vieles mehr, als es versprechen kann.

*Marco Montani Adams, Köln*

Alain Corbin/Arlette Farge/Michelle Perrot u. a., Geschlecht und Geschichte. Ist eine weibliche Geschichtsschreibung möglich? Hrsg. von Michelle Perrot. Aus dem Französischen von Wolfgang Kaiser, S. Fischer Verlag, Frankfurt 1989, 252 S., brosch., 34 DM.

Nach fünf Jahren erscheint dieses für die französische Wissenschaftslandschaft konzipierte Buch nun in deutscher Sprache. Das verlegerische Kalkül setzt offenbar auf bereits etablierte Namen. Leicht verändert wurde der lapidare Titel der französischen Ausgabe »Ist eine Geschichte der Frauen möglich?«, eine Variante, die bei der überwiegend guten Übersetzung um so mehr irritiert, als außerdem der neu gefundene Haupttitel die trendmäßige Abkehr vom Thema »Frauen und Geschichte« unterstreicht. Ute Habermas-Wesselhoeft hat für die deutsche Ausgabe ein kurzes Vorwort verfaßt, das allerdings weder die wünschenswerten Informationen über die zwölf Frauen und zwei Männer, die die elf Beiträge des Sammelbandes geschrieben haben, enthält, noch den Versuch riskiert, das Buch auf die bundesdeutsche Geschichtswissenschaft und Frauenforschung oder auf den 1989 erreichten Stand der Forschungen und Diskussionen zu beziehen.

Das 1984 von Perrot herausgegebene Buch hatte einen doppelten Zweck zu erfüllen. Es sollte einerseits die Ziele, Fragestellungen, Vorgehensweisen, Probleme und bereits erzielten Ergebnisse der in Frankreich ebenfalls nach 1970 allmählich in Gang gekommenen historischen Frauenforschung bekanntmachen, und es sollte andererseits für das immer noch marginalisierte Forschungsgebiet dadurch werben, daß namhafte Historikerinnen und Hi-